

aus: Süddeutsche Zeitung, Samstag, 19./20./21.04.2003 – Ostern

Es ist der Rizinus, nicht der Kürbis

Die Septuaginta wird für Wissenschaft und Praxis ins Deutsche übersetzt

Im Museo Pio Cristiano des Vatikans steht ein Sarkophag mit der Abbildung der Jonas-Geschichte: wie der Prophet ins Meer geworfen wird, wie ihn ein Ungeheuer verschlingt und wieder an Land speit und wie er sich schließlich unter einer Kürbisstaude von den Strapazen ausruht – Letzteres eine klare Parallele zum antiken Endymion, dem seine Geliebte, die Mondgöttin Selene, nicht nur fünfzig Töchter schenkte, sondern auch ewigen Schönheitsschlaf, und über diese Parallele hinaus auch ein Hinweis auf Erlösung und paradiesische Neuexistenz. Schön und gut, aber wieso Kürbis?

Erinnern wir uns. Als Jonas vor Ninive saß, ließ der Herr über ihm einen Schatten spendenden Rizinus wachsen und gleich drauf wieder verdorren, und als Jonas deswegen mit ihm haderte, schimpfte der Herr ihn aus: Du jammerst wegen einer Staude, und ich sollte nicht betrübt sein wegen dieser Stadt, darinnen mehr als 120000 Menschen, vom Vieh nicht zu reden. Rizinus also. So steht es in der hebräischen Bibel, und so ging es, über die lateinischen Versionen oder über Luther, in unsere Überlieferung ein. Der Kürbis aber kommt aus der Septuaginta, deren Übersetzer das hebräische qiqayon (Rizinus) mit dem griechischen kolokyntha (Kürbis) wiedergab und damit eine Fülle neuer Assoziationen auslöste.

In 70 Häuschen eingesperrt

Diese Septuaginta wird nun ins Deutsche übertragen; die Arbeit ist weit fortgeschritten, Ende 2005 soll die Gesamtausgabe in zwei Bänden vorliegen, je ein Band Text und Kommentar. Das Projekt wird vom Institut für Evangelische Theologie in Koblenz betreut (www.septuaginta-deutsch.de), Herausgeber sind Wolfgang Kraus (Koblenz/Neuendettelsau) und Martin Karrer (Wuppertal), die Publikation erfolgt durch die Deutsche Bibelgesellschaft. Die Aktualität des Vorhabens mag man



War es im hebräischen Text noch eine junge Frau, die geboren und ihren Sohn Immanuel nennen würde, so machte die Septuaginta daraus eine Jungfrau. Unsere Reproduktion aus dem durch Constantin von Tischendorf entdeckten Codex Sinaiticus zeigt die entsprechende Stelle bei Jesaja; in der ersten Zeile rechts die entscheidende Vokabel „Parthenos“.

darin ermessen, dass gegenwärtig auch eine französische Version der Septuaginta entsteht: „La Bible d’Alexandrie“. Sie steht bei mittlerweile siebzehn Bänden, ein Umfang, den das deutsche Schwester-

projekt dank anders gearteter Intentionen nie angestrebt hat.

Da der Begriff Septuaginta heutzutage möglicherweise nicht mehr zu jedermanns Bildungsschatz gehört, hier ein paar kurze Worte über ihn und die durch ihn bezeichnete Sache. Die Septuaginta, unter Kennern mit der lateinischen Zahl LXX (für 70) abgekürzt, ist eine Sammlung von Übersetzungen aus dem Hebräischen und Aramäischen ins Griechische, verfasst vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an für jene Juden, die sich in großer Zahl in der hellenistischen Diaspora, besonders in Alexandria, aufhielten und in ihrem Alltag griechisch sprachen. Als Erstes wurden die fünf Bücher Mose übersetzt, später die meisten der übrigen grundlegenden Schriften (die Prophetenbücher etwa oder die Weisheitsschriften) und anderes mehr, auch Umstrittenes. Die Reformatoren orientierten sich bei ihrer deutschen Bibelübersetzung am hebräischen Text, während sich die katholische Kirche auf die lateinische Vulgata festlegte. Die LXX geriet in den Hintergrund, und nur die unmittelbar auf sie zurückgehenden Teile der Vulgata – in Luthers Übersetzung die Apokryphen – hielten das Interesse für sie aufrecht.

Septuaginta heißt also 70, und damit hat es seine eigene, ebenso rührende wie erheiternde Bewandnis. Dem „Aristeasbrief“ zufolge wurden 72 Älteste aus Judäa nach Alexandria geholt, auf dass sie das

jüdische Gesetz ins Griechische übersetzten und so eine schmerzliche Lücke in der immerhin 500.000 Bände umfassenden Bibliothek Ptolemaios' II. schlossen. Wie es die später ausgebaute Legende will, geschah bei ihrer Arbeit Wundersames. Es wird berichtet, dass die 72 Gelehrten – der Einfachheit halber ist meist von 70 die Rede – auf der Insel Pharos in 70 Häuschen eingeschlossen wurden und dass Diener jeden Kontakt zwischen ihnen verhinderten. Trotzdem stimmten ihre Übersetzungen in Gedanken und Worten vollkommen überein, was natürlich göttliche Eingebung und somit höchste Legitimation suggerieren sollte. Zweifel daran wurden früh geäußert, unter anderem vom Kollegen Hieronymus, auf den die Vulgata zurückgeht. Im Vorwort zum Pentateuch spricht er von „Lügen“ und bemerkt mit der Süffisanz des Profis, dass es zwischen Übersetzer und Prophet denn doch Unterschiede gebe.

Auch jetzt sind etwa 70 Übersetzer am Werk, dazu Spezialisten aus Fächern wie Judaistik, Alte Geschichte, Althilologie oder Patristik. Das Wunder einer konkordanten Übersetzung ist diesmal freilich weder vorgesehen noch gewünscht, erstens, weil es bei derart vielen Individuen nicht machbar wäre, und zweitens, weil es eine Einheitlichkeit vorspiegeln würde, die schon in der LXX nicht vorhanden ist. Überhaupt machen die Leute um Kraus und Karrer prima vista nicht den Eindruck, als seien sie ständigen Eingießungen von oben ausgesetzt. Vielmehr sehen sie so reell aus, wie man eben aussieht, wenn man Reelles im Sinn hat.

Umschmieden, aber wann?

Reell ist die neue LXX-Übersetzung insofern, als sie einerseits wissenschaftliche Ambitionen hegt, andererseits deutlich auf die Praxis ausgerichtet ist. Man will ja

nicht nur eine kaum begreifliche Übersetzungslücke schließen, der Theologie Impulse geben und der innerchristlichen Ökumene wie dem christlich-jüdischen Dialog eine Brücke anbieten, sondern vor allem ein Hilfsmittel für das Studium bereitstellen. Nicht länger ist zu übersehen, dass die meisten Theologie-Aspiranten mitnichten in der Lage sind, das vertrackte Griechisch der LXX zu lesen – wer heute ein Seminar dazu anbietet, findet sich am Ende des Semesters vor grausig gelichteten Reihen wieder.

Ohne Inspiration geht auch bei der philologischen Klein- und Feinarbeit nichts voran. Was immer in den 70 Häuschen auf der Insel Pharos passiert sein mag, es war dabei stets auch ein aufs Theologische gerichteter spekulativer Geist am Werk, der es sich angelegen sein ließ, die heiligen Wörter so zu setzen und wohl auch zu drehen, dass der Lehre auf Dauer neue Dimensionen zuwachsen. Wenn beispielshalber Micha (ähnlich wie Jesaja) von Friedenszeiten kündigt, in denen unter anderem die bekannten Schwerter zu dito bekannten Pflugscharen umgeschmiedet werden, hat der hebräische Text eine mehr oder minder ferne Zukunft im Visier, während die LXX von „letzten Tagen“ spricht, also deutlich eschatologisch ausgerichtet ist.

Ein Klassiker solch theologisch begründeten Bearbeiter-Ehrgeizes ist Jesaja, Kapitel 7, wo der Prophet dem verzagten König Achaz in 7,14 ein Vorbild an Zuversicht vor Augen stellt: eine „junge Frau“, die einen Sohn gebären und diesen Immanuel, also „Gott mit uns“, nennen wird. Erst die Septuaginta übersetzte das hebräische „junge Frau“ mit dem griechischen Wort parthenos für „Jungfrau“ und stieß damit eine Tür auf, die biologische Spekulationen ermöglichte. Damit ist die auch in anderen Mythen bedeutsame Jungfrauengeburt

des Erlösers in der Welt, eine Vorstellung, die der Evangelist Matthäus in 1,23 ausdrücklich aufgreift und die von ihrer Wirkungsgeschichte her gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

HERMANN UNTERSTÖGER